



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 24.

Wiesbaden, den 12. März 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Wie die Franzosen sich 1870 betrogen,“ von Dr. Jan Eussen. — „Das letzte Lied,“ von Eduard Keil, Wiesbaden. — „Trauerspielerien,“ von Klara Blüthgen. — „Die englische Bradparade,“ von Rudolf Dieh, Wiesbaden. — „Aus den Erlebnissen eines Kriegsfreiwilligen,“ von S. Thörner, Wiesbaden. — „Die ersten Verden,“ von F. W. Pflug. — „Angenehmes Gepäck,“ von Joachim von Bülow. — „Im häuslichen Kreise,“ — „Eulige Ede.“

Im Geleite.

Wie klein, wenn der Mensch um seine kleine Person alles sich dreht und den Himmel und die Erde sich drehen läßt. Wie klein, wenn ein Mensch, von hohen Dingen umgeben und mit ihnen beschäftigt, sich nicht vergehen kann, wenn er nicht im ganzen Fortleben der Menschheit sein ewiges Leben ruhig erblickt, in seinem stolzen Wirken und Wollen ohne Angst sein Schicksal hinnimmt, das auch der Kleinste ruhig erwarten soll. G. M. Arndt.

Wie die Franzosen sich 1870 betrogen.

Von Dr. Jan Eussen.

Tocqueville hat einmal die Unberechenbarkeit als das Wesen des französischen Nationalcharakters bezeichnet. Damit kann der Völkerpsychologe nicht viel anfangen, auch nicht mit dem rassemäßig bestimmten keltoromanischen Gefühlsüberschwang, um den krankhaften Grad der Selbsttäuschung zu kennzeichnen, in der sich die französischen Politiker und Heerführer gefallen. Unter der Herrschaft der keltischen Dynastie ist dem französischen Volke die Eigentümlichkeit verloren gegangen, die Kardinal Richelieu dahin umschrieb, daß in Staatsangelegenheiten der Franzose nicht so blind sei, um sich von äußeren Einflüssen bestimmen zu lassen. Nun ist ihre Psyche zersplittert und haltlos geworden. Und wie sie heute von Autosuggestionen leben, so geschah das auch vor 45 Jahren.

Als Gambetta nach dem Sturze Napoleons sich zum Diktator der Unfähigkeit aufgeschwungen hatte, betäubte er Frankreich mit den Giftschwaden seiner südgallischen Phantasie. Am 9. Oktober 1870, während die Deutschen die Hand auf das Herz Frankreichs, auf Paris legten, schrie Gambetta von Tours den Departements zu: Die Republik fordert die Mitwirkung aller. Der Himmel wird aufhören, unsere Gegner zu begünstigen. Es ist nicht möglich, daß der Genius Frankreichs sich für immer verhülle, daß die große Nation ihren Platz in der Welt sich nehmen lasse durch eine Invasion von 500 000 Mann. Erheben wir uns in Masse. Sterben wir eher, als die Schande einer Gebietszertrümmerung zu ertragen. Seien wir überzeugt, daß die Regengüsse des November die Barbarenhorden vom geheiligten Boden Frankreichs hinwegschwemmen.

Es kam anders. Wie ein Wirbelwind in dürren Blättern toste Gambetta umher, die Franzosen tröstend: Hofft auf den Dezember, sein eisiger Windhauch wird die Eindringlinge erstarrn machen. Der Dezember kam; die Eindringlinge heizten in Versailles alle Kamine, schlossen

aber auch den Ring um Paris immer enger. Nun wies Gambetta auf den Januar hin, als den Monat des Sieges und der Rache. Am 20. Dezember 1870, als die Südmarmee Bourbaki sich in Bewegung gesetzt hatte, von der „edelmütigen“ internationalen Schwefelbände Garibaldi unterstützt, ließ Gambetta den „Moniteur“ schreiben: Bourbaki hat den Befehl erhalten, sich nach den Vogesen zu wenden. Sind seine Truppen dort angelangt, so wird man sehen, wie die Preußen, von der Angst gepackt, die Normandie, die Beauce, die Picardie und all die reichen Provinzen schleunigst räumen, um sich zurück nach Osten zu wenden. Sobald dieser erzwungene Rückzug erfolgt, wird Trochu die preussischen Linien durchbrechen und Paris entsetzt sein. Jedemoch: die neuen Heere des Diktators der Unfähigkeit wurden überall vernichtend geschlagen, im Norden bei Le Mans und St. Quentin, im Süden an der Esaine, wo Werder und Manteuffel Bourbaki in die Schweiz jagten. Das alles wußte Gambetta, als er am 21. Januar 1871 in Lille die Betrogenen also anfeuerte: Der Feind ist besiegt. Deutschland entvölkert sich. Seine ganze Bevölkerung ist unter den Waffen. Bei ihnen ist der Gedanke abgestorben. Der Handel gleich Null, der Ruin überall. Wenn die Preußen noch drei Monate auf französischem Boden bleiben, sind sie verloren. Durch alle möglichen Opfer müssen wir sie festhalten, um sie desto sicherer zu verderben.

Man sieht, nicht einmal auf die Ursprünglichkeit können französische Armeebefehle von heute Anspruch machen. Auch nicht die Herren A. Tardieu und Josef Reinach (Polybe), die im „Temps“ und im „Figaro“ den zeitgenössischen Franzosen die Papierstrategie liefern. Viel großzügiger mutet doch die Leistung der Pariser „Liberté“ vom 16. Januar 1871, die an Siegeszuversicht gerade deshalb nichts einbüßte, weil die Deutschen bereits Paris bombardierten; Nancy ist bedroht; Belfort ist entsetzt.

Baden ist angegriffen. Hamburg steht vor dem Bombardement. Das ist die Antwort Frankreichs auf das Bombardement von Paris. Die Stunde hat geschlagen. Die in die Enge getriebenen Preußen hoffen Zuflucht in Paris zu finden. Das ist ihre letzte Hoffnung.

Hinter dem Zivildiktator und seiner Betrügerpresse bleiben die Feldherren nicht zurück. Chanzy war bei Le Mans geschlagen. Das war ihm unerklärlich, denn er hatte zuvor eine Kette „glänzender“ Siege errufen. Also war nur die persönliche Schwäche seiner Truppen schuld, die sich buchstäblich totgeschlagen hatten. Merger trieb es fälschlicherweise, der nicht nur der fähigste, sondern auch der verlogenste französische General der gambettistischen Epoche war. An der Hallue wollte er Weihnachten 1870 gesiegt haben, überlegener Anfang Januar 1871 bei Bapaume. Daß ihn hier nur schwache Kräfte hielten, bis es Goeben gelang, bei St. Quentin mit den Rheinländern fälschlicherweise zu zermalmen, das konnte der Geschlagene nicht wegstreiten. Dafür suchte er der Manneszucht und der Tapferkeit der Sieger Makel anzuhängen. Fälschlicherweise ließ einen Befehl des „preussischen Obergenerals“ herstellen, der anordnete, daß alle Offiziere, die bei Bapaume geflohen, zu melden und zu kassieren seien. Die Wahrheit war, daß ein solcher Befehl Goebens niemals ergangen, daß aber ein Unterführer fälschlicherweise, General Robin, einen solchen Befehl hinausgegeben hatte. Trotzdem wuchert die Bapaumesche Legende in allen französischen Geschichtsbüchern.

Weil es in den Rahmen paßt, sei endlich vermerkt, daß Victor Hugo am 1. März 1871 in der Nationalversammlung mit einer „Vision“ aufwartete, die den Nerv der französischen Republik bis in unsere Tage gebildet hat: Wir wollen wieder das große Frankreich von 1792 werden, das Frankreich der Idee und des Degens. Und eines Tages wird es sich unbefieglig erheben; es wird Lothringen, das Elsaß, den Rhein, Mainz und Köln wiedernehmen. Es wird zu Deutschland sagen: da bin ich, ihr habt mich von einem Kaiser befreit, nun werde ich euch von eurem Kaiser befreien.

Ueber Victor Hugos Vision ist die „Weisheit“ und die Einbildungskraft der Briand und Poincaré noch nicht hinausgekommen.



Das letzte Lied.

Von Edmund Keil, Wiesbaden.

Der große Traum des Lebens ist zu Ende! —
Wie ein Verbannter an des Schiffes Rande
Noch einmal leiderfüllt erhebt die Hände
Und schaut zurück nach seinem Heimatlande —
So möcht' ich um dein Haupt die Hände falten,
Dich an mich ziehen und dir die Stirne küssen,
Bevor die einst'gen Glutten ganz erkalten
Und wir für immerdar uns trennen müssen . . .

Als dann der Kaiser rief — da zogst auch du hinaus,
Um für dein Liebste mitzustreiten —
Hinaus ins Feld, ins tiefe Schlachtgebräus
Und griffst noch einmal in der Harfe Saiten . . .
Doch, daß ihr siegtet, — du hast's nicht erlebt —
Der lieben Heimat letzten Gruß zu lassen
Hat sterbend noch dein bleicher Mund gebebt:
Für Gott — und Vaterland . . . gefallen! . . .

Der Herzen Hoffnungsflagge hol' ich nieder,
Und nie darf meine Hand empor sie hissen . . .
Verstummt sind alle deine Lieder —
Der Harfe Saiten sind ja nun zerrissen . . .
Doch — ob des Lebens Welle noch so schäume —
Dir gilt mein Gruß, der in die Ferne zieht . . .
„Schlaf wohl . . . schlaf wohl . . . und träume, träume
Fürs Vaterland!“ . . . das letzte Lied . . .



Trauerspielereien.

Von Klara Blüthgen.

Vielsach ist in dieser furchtbar-ernsten Zeit die Frage erörtert worden, ob wir um unsere lieben Gefallenen Trauer tragen sollen. Man hat eingewendet, die vielen schwarzgekleideten Gestalten würden die allgemeine Stimmung verdüstern, die verschont Gebliebenen in Mitleidenschaft ziehen und die Besorgnisse jener steigern, die einen Lieben im Felde haben. Man hat vorgeschlagen, an Stelle des düsteren Schwarz einfache dunkle Kleidung zu wählen und die Trauer durch irgendein Abzeichen, die Armbinde aus Krepp oder eine Spange mit entsprechender Inschrift zu kennzeichnen.

Schließlich hat man sich für die Beibehaltung der schwarzen Trauerkleidung entschieden. Mag die verstandesgemäße Erwägung sie auch als leere Form bezeichnen — das Gefühl beansprucht sie als sein Recht und als eine Ehrenpflicht gegen den Verstorbenen. Aber: wenn man dem erschreckend großen Zuge von schwarzen Frauengestalten jetzt begegnet, mit ihren Kreppschleiern, die hinten bis zur Erde wallen, die das Gesicht nur als blassen Schimmer durch den Stoff leuchten lassen, so fragt man sich doch: entspringt dieser Ueberschwang an düsterer Trauersymbolik nur dem Gefühl, sich an Ehrung für den Gefallenen nicht genug tun zu können, oder spielt eine, wenn auch unbewußte Koketterie hinein, sich selbst in Szene zu setzen? Gefällt man sich nicht doch vielleicht darin, die Trauer nach außen hin etwas zu stark zu unterstreichen?

Allein das Besorgen der notwendigsten Trauerkleidung ist etwas so Furchterliches: dieses Verhandeln mit der Verkäuferin, das Auswählen, Bestimmen, Anprobieren steht so sehr mit der Stimmung in Widerspruch, daß man sich am liebsten willenlos irgend etwas aussuchen ließe. Wie kann wirkliche Herzenstrauer sich mit der Länge und Kleidsamkeit von Kreppschleiern und Kreppbäusen, mit der Auswahl von schwarzem Schmuß, Ketten, Broschen, Spangen, Armbändern und Kämmen befassen? Wäre es nicht das einzig Richtige, den gewohnten Schmuß im Kasten zu lassen und sich in der Zeit der Trauer mit irgend einer einfachen schwarzen Brosche oder Nadel zu behelfen? Schmuß gehört der Zeit der Freude, die Trauer sieht von Schmuß ab, das Wort „Trauerschmuß“ ist eine Geschmackslosigkeit und geradezu eine Verhöhnung der wirklichen Trauer.

Wer nach den läppischen Gesetzen einer ausgeklügelten Form trauert, hat manches zu lernen: Nach einigen Monaten darf der Kreppschleier sich verkürzen, darf der Kreppbesatz des Rockes fortfallen. Der „matte Trauerschmuß“ kann durch solchen aus blühendem Jett ersetzt werden, der den Wissenden sagt: Seht, ich traure noch immer, aber nicht mehr so sehr. Der aufgelichtete Rand des Trauertaschentuches, der jetzt nicht mehr tiefschwarz, sondern weiß, nur schwarz getüpfelt ist, verrät: meine Tränen haben schon etwas an Bitterkeit verloren. Die gleiche Sprache spricht der Trauerrand des Briefpapiers: er ist von vier Millimeter auf zwei zusammengeschrumpft. Eine nach Zentimeter und Millimeter genau abgestufte Trauer! — wenn damit nur die innere Trauerempfindung nach demselben Schema sich verringern wollte.

Man hat auch den Spieß umgedreht, und eine allgemeine weibliche Trauertracht für die Kriegsdauer gefordert: entweder Schwarz oder das Feldgrau unserer Krieger. Man wollte damit sowohl der allgemeinen Stimmung Rechnung tragen, wie das Gefühl der Trauernden schonen, das wohl durch laute, bunte Farben verletzt werden konnte. Auch dieser Vorschlag ist nicht durchgedrungen und meines Erachtens mit vollem Recht nicht. Ganz abgesehen von den Kosten, die solche Anschaffung auch den Minderbemittelten auferlegen würde, kann man nicht die Trauer eines ganzen Volkes zu einer solchen Uniformierung zwingen wollen. Ich für meinen Teil gestehe, daß ich durch eine Frau, die ihre gewohnte farbige Tracht beibehalten hat, selbst wenn diese etwas bunt sein sollte, nicht so tief verletzt werde, als durch eine „Trauernde“, die ihre Trauer mit allen ausgeklügelten Kniffen einer neuerungs-

füchtigen Mode zur Schau trägt, als eine Art von korrektem Trauer-Sport-Dress.

In letzter Zeit begegnet man häufig dem weißen Pappel rund um die kleine, schwarze Trauerkapotte. Wenige jener Frauen, die sich diese Neuerung von einer findigen Modistin aufschwätzen lassen, die aus Geschäftsrücksichten die „neue Note“ begünstigt, werden wissen, daß sie das Abzeichen der englischen Witwentracht ist. Es erscheint als ein bössartiger, blutiger Hohn, daß England, das uns diesen unseligen Krieg gebracht hat, nun noch ein Uebriget tut, und uns ein Abzeichen der Trauer schenkt für jene, die durch seine Schuld hingeschlachtet wurden.



Die englische Wrackparade.

Von Rudolf Dieb, Wiesbaden.

Das Mondlicht deckt silbern das weite Meer
Zur nächtlichen Geisterstunde. — — —
Einst Englands Meer! Nun blank und leer
Von den Deutschen geseht in der Runde.

Der Mondschein dringt tief in die Fluten hinein,
Hinter zu Tang und Korallen. — — —
Was seh ich im grünlichen Geisterschein
Am Grund für ein Wogen und Wallen?

Schiffsleiber nahen, verbogen, verrenkt,
Mit ragenden Stümpfen und Zacken,
Mit friedlichen Farben und Zeichen behängt,
Mit verlogenen Tappen und Flaggen.

Und Mörder stehn drauf, im Anschlag den Hahn
Aufs Völkerrecht! — Höllisch Gelichter!
Durchs Meer geht ein Zittern: Was habt ihr getan?
Weh England! Dort stehn deine Richter!

Und weiter schleppt mühsam sich Wrack um Wrack.
Da — Schwarzweißrot! — Fäuste sich Krallen.
Sie ducken sich hündisch an Bord und Back.
Ein Felsriff! — — Zwei hohe Gestalten!

Im Licht stehn Held Weddigen und Graf Spee
Mit dem Adlerblick, aufrecht und grade. —
Sie nehmen ab tief am Grunde der See
Die englische Wrackparade!



Aus den Erlebnissen eines Kriegsfreiwilligen.

Von Hans Thörner, Wiesbaden.

Hinter den entlaubten Pappeln, die den Weg nach Paris begleiten, erlosch der blasser Schein der Abendröte. Schwarzblaue Wolkenmassen verhüllten den aufgehenden Mond. Zuweilen knallte ein Schuß. Ein Querschläger sumpte über den Schützengraben und schlug „stapp“ in das dahinter liegende Zuckerrübenfeld. Von 9 bis 11 Uhr hatte ich Wache. Mit mir zugleich Kamerad Zimmermann. Ein glücklicher Zufall hatte es so gefügt. Wir standen beide in Gedanken versunken und sahen auf das dunkler werdende Land. Mir war, als hätten wir uns noch so viel zu sagen, und dennoch sprach keiner ein Wort. Er mochte wohl auch an den bevorstehenden Sturmangriff denken. Wie hatte sich unser Leben in den letzten zwei

Monaten geändert! Vor kaum acht Wochen hatten wir noch die Schulbank gedrückt. Vierzehn Tage darauf exerzierten wir schon im Drillrock auf dem Kasernenhof, und an Stelle des Federhalters hatten wir die Knarre in der Hand. Wenige Wochen später nahmen wir Abschied von der Heimat. Dann kam die Fahrt durch das begeisterte Vaterland, durch das im Herbstschmuck prangende Belgien, und nun lebten wir schon einige Wochen im Schützengraben. Auf manchem Patrouillengang hatten wir dem Tode ins Auge gesehen; aber dennoch weckte das Bewußtsein, morgen zum ersten Male einen großen Kampf mitzukämpfen, die widersprechendsten Empfindungen in meiner Brust.

Um 8 Uhr morgens sollte der Angriff stattfinden. Noch in der Nacht gingen Patrouillen vor, welche versuchen sollten, die Drahtverhaue vor dem französischen Schützengraben zu durchschneiden. Wir hatten uns freiwillig dazu gemeldet.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Kein Stern flimmerte am bewölkten Himmel. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht. Ich sah nach der Uhr. Sie zeigte fünf Minuten vor Elf. Um elf Uhr kam die Ablösung. Wir gingen durch den Verbindungsgraben in die vorderste Stellung, an der noch gearbeitet wurde, und bekamen dort Drahtscheren. Dann sprangen wir über den Schutzwall, und auf allen Vieren kriechend, arbeiteten wir uns durch den Zuckerrübenader. Dann ging es über ein ebenes, unbebautes Stück Land. Während wir auf Knieen und Ellbogen geräuschlos weiterkriechen, schien plötzlich der Mond durch das zerrissene Gewölk und beleuchtete taghell die Erde. Sofort legten wir uns regungslos auf den Boden, die Gesichter auf den feuchten Lehm gedrückt. Als ich ein wenig aufsaß, bemerkte ich zehn Schritt vor mir, im Mondlicht glänzend, das Gewirr der Stacheldrähte. Dahinter den Deckungswall des Feindes mit den dunklen Schießlöchern, aus denen die Gewehre ragten. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als seien all die todbringenden Käufe auf mich gerichtet. Links von mir stand das hohe, eiserne Kreuzifix, das ich schon oft von unserm Graben aus gesehen hatte. Und täuschte ich mich nicht, so trug der Wind das Geräusch eines gedämpften, heftigen Wortwechsels aus der französischen Stellung zu uns her. Vom Dorfe V, das im Besitz des Feindes war, hörte man lautes Wagenrasseln und Hundegebell durch die Stille der Nacht.

Endlich verschwand der Mond wieder im Gewölk. Noch ein paar Meter vorgekrochen — dann begann unsere geräuschlose Tätigkeit. Ganz deutlich konnte man jetzt das Gespräch der französischen Wachtposten hören. Immer näher kam ich an den Graben. Fast hätte ich mit der Hand ein Franzosengewehr herausziehen können. Durch eine Schießscharte sah ich eine Zigarette glühen. — Plötzlich fiel ganz nah ein Schuß. Das Herz stand mir still vor Schreck. Und in demselben Augenblicke wurde es lebendig im Schützengraben des Feindes. Kommandorufe ertönten. Schnell rutschte ich ein paar Schritte zurück. Mein Aermel hatte sich im Stacheldraht gefangen. Mit Gewalt riß ich ihn los. Nun hörte man eilige Schritte herankommen, und sofort begann eine wahnsinnige Schießerei. Regungslos lag ich einen Augenblick. Das Schießen wurde heftiger. Mir war, als hörte ich einen leisen Schrei. Blißartig fuhr es mir durch den Sinn: „Sollte Zimmermann getroffen sein?“ Gleich darauf hörte ich ein geflüstertes Kommando: „Langsam zurückkriechen!“ Zu unserm Glück war es stockfinster. Platt auf dem Boden liegend, krochen wir Schritt für Schritt zurück. Das nasse, kalte Kraut schlug mir ins schweißbedeckte Gesicht. Ich versuchte, etwas zur Seite zu kriechen, in der Hoffnung, auf meinen Freund zu stoßen, und mich zu überzeugen, daß er noch bei uns sei. Doch ich sah bald ein, daß es in diesem Augenblicke unsinnig gewesen wäre, mehr zu tun, als zur Rettung des eigenen Lebens unbedingt notwendig war.

Erleichtert atmete ich auf, als wir aus unserm Graben angerufen wurden. Wenige Minute später erstattete die Patrouille dem Hauptmann Bericht. Bis auf Einen war sie vollzählig wiedergekommen. Und dieser Eine war der

Kriegsfreiwillige Zimmermann. Vergebens warteten wir von Stunde zu Stunde. Er kam nicht. War er gefangen? War er verwundet oder gar gefallen? Voller Unruhe verbrachte ich den Rest der Nacht. Immer sah ich ihn vor mir — verwundet — ohne Hilfe auf dem Felde liegend. Ihn zu holen war unmöglich, da das Schießen fort dauerte.

Es war noch dunkel, als wir uns zum Sturm rüsteten. Ich band mir den gerollten Mantel um, schnallte die mit Patronen gefüllte Brottasche am Koppel fest, setzte den Helm auf und nahm das Gewehr zur Hand. Dann leuchtete ich mit der Taschenlampe in Georgs Unterstand. Da lag noch alles, wie er es gestern hingelegt hatte. Auf dem Sturmgepäck sah ich zwei Briefe, der eine war an seine Eltern, der andere an seine Braut gerichtet, und dabei lag ein Zettel mit der Aufschrift: Abzusenden, wenn ich fallen sollte! War das vielleicht schon geschehen. Eine tiefe Mutlosigkeit befiel mich. Nachdenklich ging ich in unsere Stellung.

Im Morgengrauen standen hier die Kameraden, bereit zum Sturm. Alles war still. Nur dann und wann wurde ein Befehl von Mund zu Mund weiter gegeben. Die meisten blickten gedankenvoll vor sich hin. Einige aßen. Andere rauchten. Ich habe keinen Scherz und kein Lachen an diesem Morgen gehört.

Es wurde allmählich hell. Ich spähte das Feld vor uns ab, ob ich nicht etwas von Zimmermann entdecken könnte. Doch der Nebel war zu dicht. Vom feindlichen Graben sah man nichts. Nur das schwarze Eisenkreuz, dem wir in der Nacht einen Besuch abgestattet hatten, konnte man in verschwommenen Umrissen in dem grauen Dunst erkennen. In der Richtung mußte Georg liegen, wenn er überhaupt noch da war.

Noch einmal setzte unsere Artillerie ein. Und je kürzer die Pausen waren, mit denen wir die Granaten und Minen hinter der Nebelwand einschlagen hörten, um so siegesgewisser wurde unsere Stimmung. Jetzt verstummte sie. Dagegen sandte uns der Feind einige Granaten, den gewohnten Morgengruß, herüber.

Punkt acht Uhr sollte auf der ganzen Front der Angriff beginnen. Minute nach Minute verrann. Wir sahen nach der Uhr. Nun noch zehn Minuten — nun noch fünf — nun vier. Immer langsamer rückte der Zeiger vorwärts. Die Erwartung legte sich wie ein Alp auf meine Brust. Da trug der Morgenwind fernes Hurtageschrei zu uns herüber. Wir hörten abgerissene Klänge der Regimentskapelle, welche in einem Wäldchen Aufstellung genommen hatte. Jetzt erstieg unser Leutnant den Schutzwall. Wir kletterten eilig nach. Und plötzlich erfüllte mich eine wilde Kampfesfreudigkeit. „Hört ihrs, schon jauchzt es uns donnernd entgegen! Brüder, hinein in den blitzenden Regen!“ Diese Worte Körners gingen mir durch den Sinn. Im Lauffschritt rannten wir über das Feld. Ich merkte kaum, daß mich die Kugeln hageldicht umpfliffen; ich achtete nicht darauf, daß die Kameraden rechts und links von mir zusammenbrachen; ich hatte ein Gefühl, als sei ich gesiegt gegen alle Geschosse; hoch aufgerichtet stürmte ich vorwärts, nur vorwärts!

Und als nun der feindliche Graben ganz nah vor uns im Nebel auftauchte, brach ein endloses Hurra aus unseren Kehlen. Wie Jubel Klang es in das Pfeifen der Geschosse. Mir war, als bekäme ich einen Schlag gegen den linken Oberschenkel. Schon sah ich ein rotes Käppi vor mir, einen dunkelblauen Waffenrock, ein paar wild-entworfene Augen auf mich gerichtet. Ich faßte den Gewehrkolben fester und stieß das Bajonett mit aller Wucht gegen den Feind. Da brach ich mit einem Schmerzensruf zusammen. Ich rollte die Deckung hinunter und blieb einen Augenblick wie gelähmt liegen. Meine Hose war rot von Blut. Auch meine rechte Hand war blutüberströmt. In der linken Schulter fühlte ich einen dumpfen Schmerz. Heute wundere ich mich über die Ruhe, mit der ich meine Wunden bemerkte. Ich löste mein Verbandpäckchen so sorgfältig auf, wie ich es in der Unterrichtsstunde gemacht hätte. Dann verband ich mich, so gut es ging. Da mir das Sturmgepäck lästig war, schnitt ich mit dem Taschenmesser das Koppel und den Mantel-

riemen durch, nahm den Helm ab und trennte die Hose so weit auf, daß ich die Wunde ungehindert verbinden konnte. Mit dem zweiten Verbandpäckchen war mein Vorrat verbraucht. Ich sah mich um, ob nicht ein gleichfalls verwundeter Kamerad mir helfen könnte. Dort rechts von mir lag einer, der sich jedoch, als ich ihn anrief, aufrichtete, um in unsern Schützengraben zurückzulaufen. Da pfiff eine Kugel über mich hin. Der Kamerad brach mit erhobenen Armen zusammen. Als ich mich umwandte, sah ich, daß ich dicht neben dem Eisenkreuz lag. An seinen Sockel gelehnt, bemerkte ich einen Feldgrauen. Aufzurichten war mir unmöglich. Bei der ersten Bewegung fühlte ich das Blut warm von meiner Schulter rieseln. Auf mein Rufen antwortete er mir nicht. Mühsam schleppte ich mich zu ihm hin. Nun konnte ich ihn in das bleiche Gesicht sehen. Mit Erschrecken erkannte ich meinen Freund. Seine Augen waren geschlossen. Nur die weißen Lippen bewegten sich leise. Als ich ihn bei seinem Namen rief, öffnete er die Augen. Ein Lächeln des Erkennens ging über seine Züge. Er sagte einige Worte; aber ich konnte ihn nicht verstehen. Mir war, als hätte ich den Namen seiner Braut gehört. Ich versuchte, ihm etwas Wasser aus meiner Feldflasche einzusüßen. Während ich noch damit beschäftigt war, hörte ich, daß die Geräusche des Kampfes, die sich schon im Nisental verloren hatten, näher kamen. Und nun sprangen auch schon einige Kameraden aus dem feindlichen Graben und rannten zurück in unsere Stellung.

Der Angriff war mißglückt. Starke Reserven hatten die Unseren zurückgeworfen.

Eine furchtbare Ahnung erfüllte mein Herz. Sollten wir zwischen den Schützengräben umkommen? Sollten wir das Los so vieler Verwundeter teilen, denen niemand Hilfe bringen konnte? Ich erinnerte mich der furchtbaren Eindrücke, die ich empfangen hatte, als ich eines Nachts in der Sappe als Wachtposten stand, und die qualvollen Schreie der Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, durch die Stille klangen. Gestern hatte ich dieses Schicksal für meinen Freund befürchtet, und nun stand es auch mir bevor! Oder, wenn es gut ging, gerieten wir in französische Gefangenschaft. In meiner Verwirrung wollte ich mich aufrichten und in unsere Stellung zurückfrieren. Aber ein zuckender Schmerz in der Schulter erinnerte mich an meine Wunden. Ich sank auf den Boden. Und „pink“, „pink“ pfiffen die Kugeln um mich herum. Wir waren dem heftigen Infanteriefire zwischen beiden Fronten ausgesetzt. Regungslos lag ich mit dem Rücken auf der Erde. Sobald sich ein Verwundeter bewegte, bekam er Feuer von den Franzosen. Ich sah nach meinem Freunde. Er sprach leise, unverständlich vor sich hin und schien nicht zu bemerken, was um ihn herum vor sich ging.

Als die Infanterie zurückgezogen war, setzte heftiges Artilleriefire aus unserer Stellung ein. Mit fürchterlichem Krachen explodierten die Schrapnells und Minenwerfer. Und mit Entsetzen bemerkte ich, daß unsere Artillerie zu kurz schoß. Ein wildes, jammerndes Aufschreien unserer Verwundeten folgte jeder Explosion.

Mich befiel eine verzweifelte Hoffnungslosigkeit, und zugleich erfüllte mich eine merkwürdige, starre Ruhe. Leise rief ich: „Ihr lieben, guten Eltern! Nun muß auch ich sterben. Zwei Söhne sollt ihr dem Vaterlande opfern. Könnte ich Euch doch trösten! Nun werdet ihr fortan ganz einsam sein. Ach, könntet ihr mit mir gehen. Das Sterben ist leicht fürs Vaterland. Nur eurentwegen möchte ich leben bleiben. Wir wollten euch den Lebensabend licht und froh machen, und nun wird er trübe und freudlos sein. Ach, all euer Mühen und Sorgen für eure Söhne ist umsonst gewesen!“ Ich fühlte das ganze Leid des traurigen Schicksals.

Um mich herum prasselten die Schrapnellkugeln, und die Minenwerfer zerrissen mit gräßlichem Krachen die französischen Unterstände, so daß Balken, Erde und zerlegte Menschenleiber hoch in die Luft geworfen wurden. Ich gab willenlos den Kälteschauern nach, die meinen Leib schüttelten und sah, sehnsüchtig nach Hilfe spähend, hin-

über nach unserm Schützengraben, der sich als feine, sandgelbe Linde von der nebelgrauen Ebene abhob. Ein leichter Regen rieselte unaufhörlich hernieder. Ich sah meinem lieben Kameraden in das bleiche Gesicht und dachte an unsere glückliche Studienzeit, an unsere jugendtolle, übermütigen Streiche. Unser gemeinsames Leid erfüllte mich mit niederdrückender Trostlosigkeit.

Und plötzlich — ein Krach — das eiserne Kreuzsitz neben mir wankte — ein fürchterlicher Schlag gegen meine Stirn — ich stieg einen gellenden Schmerzensruf aus und verlor die Besinnung.

Als ich wieder erwachte, hörte ich brausendes Hurra-geschrei. Tiefes Dunkel umgab mich. Ich tastete nach der Stirn und fühlte einen klaffenden Spalt über dem linken Auge; warme, flebrige Blutmasse im ganzen Gesicht, Steine und Erde auf der Brust. Ich öffnete mit Gewalt meine Augenlider und erkannte, daß ich blind sei. Aber das Bewußtsein, das Augenlicht verloren zu haben, war für mich nicht erschreckend. Ich war so matt und gleichgültig. Mein Rücken war warm und feucht von Blut. Ich dachte: „Ach könntest du nur sterben! Wärest du von diesen Qualen erlöst!“ Bald verlor ich wieder die Besinnung.

Wie durch dichte Nebelschleier sah ich die Gegenstände, welche mich beim Erwachen umgaben. Ein flackerndes Lämpchen schwankte im Luftzug, an marmorbekleideten Wänden hingen Bilder in goldenen Rahmen. Neben mir stand ein chinesischer Krug mit Herbstlaub. Durch eine weitgeöffnete Flügeltür trug man Bahnen mit Verwundeten. Als man auch meine Bahre aufhob, schwanden mir wieder die Sinne.

Neht Wochen blieb ich im Feldlazarett. Meine Kopfwunde ließ den Transport in die Heimat nicht zu. Die andern Verletzungen (ich hatte acht Schüsse bekommen) machten gute Fortschritte in der Heilung. Auch das Augenlicht kehrte allmählich wieder. Endlich, es war am 23. Dezember, wurde ich transportiert. Wer beschreibt die Gefühle, mit denen ich den Rhein begrüßte! Wie geborgen fühlte ich mich im Lazarett in der Pflege deutscher Schwestern! Wenige Tage später saßen meine Eltern an meinem Bett. Der Tannenbaum erstrahlte. Es war ein unvergeßliches Weihnachtsfest. Und nur eins trübte meine Freude. Ich bekam die Nachricht, daß mein Freund gestorben sei. Man hatte ihn tot aus den Trümmern des Kreuzes hervorgezogen.



Die ersten Lerchen.

Son F. G. Filial.

„Gedrückt leist du, du Himmelschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liebesfreundin.
Sei mir geduldet, geliebte Lerche.“

(Herder.)

Sobald sich das erste schüchterne Grün in Feld und Flur zeigt, ja, oft noch vorher, sind auch die ersten Lerchen da, die Boten des Frühlings. Die Sehnsucht nach den heimischen Fluren ließ sie all den leichtbeschwingten Genossen weit vorausziehen, so daß sie meist schon im Februar bei uns eintreffen. „S'is noch ze früh-hü!“ meint der vorsichtige Goldammer, der sie zuerst erblickt. Und er hat recht. Nicht selten kehrt der Winter mit Eis und Schnee zurück. Dann kommen schwere Tage für unsere kleinen Frühlingsboten. Die Kälte fürchten sie zwar weniger, aber wenn der Schnee die Fluren deckt, dann leiden sie empfindlichen Nahrungsmangel, und dem fällt manche Lerche zum Opfer.

Am Ende behauptet aber doch der junge Fenz siegreich das Feld. Immer länger und wärmer strahlt die Sonne auf die Erde herab, überall weckt sie das Leben. Und wenn wir an einem solch herb-dustigen, sonnigklaren Vorfrühlingsstage hinauswandern und durch Feld und Flur streifen, da klingt uns wohl urplötzlich ein jubelndes „Tiri-

tirillili!“ ins Ohr, das immer aufs neue anhebt und in den Wolken zu verklingen scheint. Freudig überrascht bleiben wir stehen, lauschen dem schmetternden, jauchzenden Wirbel und ruhen nicht eher, bis wir die unermüdbare Sängerin als winzigen dunklen Punkt hoch oben in den Lüften entdeckt haben.

Das Lerchenlied besteht nur aus wenig Tönen, anfangs vielleicht ein Schluchzen und Seufzen, dann ein lustiges Wirbeln und Trillern und nun anschwellend zum vollen, jubelnden Sang. Wie hell, wie rein, wie stark! Keine Kehle, sagt Coussenet, ist imstande, mit der Lerche zu weiteisen, sowohl was Fülle und Abwechslung des Gesanges anbetrifft, als in bezug auf Aushalten und Weithinnschallen des Tones, Geschmeidigkeit und Unermüdblichkeit der Stimme. Die Lerche singt eine volle Stunde hintereinander, ohne sich länger als einige Augenblicke zu unterbrechen, hebt sich senkrecht Tausende von Fuß in die Höhe, steigt vom Boden bis zu den Wolken und darüber hinaus, ohne daß einer ihrer Töne während dieser Fahrt verloren ginge.

Am aufmerksamsten hat wohl von jeher der Landmann dem Kiede der „munteren Freundin des frühen Fleißes“ gelauscht, so aufmerksam, daß er im Laufe der Zeit sogar ihr Lied zu deuten verstand. Wenn sie im Frühling zum ersten Male emporsteigt, über sich des Himmels Blau, unter sich der Fluren Grün, da will er ganz deutlich aus ihrem schmetternden, jauchzenden Wirbel den Jubelruf herausgehört haben: „Ach, wo is dat schön! Schön is dat! Schön! Schön! Ach, wo is dat schön!“ Ganz ähnlich wie der schlechte Mann aus dem Volke hat der Dichter gefühlt, der die sich himmelan schwingenden Lerchen frohlocken läßt:

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein.“

(Abland.)

Sind sie nun einmal zurückgekehrt, so erfüllt jeden Tag und jede Stunde ihr jubelnder Sang die blauen Fernen. Kaum zeigen sie sich in der frühe des Morgens die ersten lichten Streifen am östlichen Himmel, so erwachen sie und grüßen mit ihrem Lied den jungen Tag. Höher und höher schwingen sie sich hinauf in den hohen Dom, als wollten sie sich geradewegs in den Himmel hineinsetzen. „Mein Vater ist im Himmel, da wohnt ich auch gern sein!“ Doch ist's so weit, weit, weit!“ Erblickt die Lerche beim Abwärtssteigen den die Fluren bestellenden Landmann, so fordert sie ihn durch ihr „Jubilier, jubilier, jubilier!“ auf, ebenfalls der Freude über das Nahen des kühnen Ausdrud zu geben. Aufmerksam beobachtet sie sein fleißiges Schaffen, und wenn er den Samen aufs Feld streut, so hofft sie, daß von den reisenden Körnern auch ein oder das andere für sie abfallen wird:

„Fiv, viv, viv!
Marnen viv!
Arit de arme Vü (Vente) ol wat,
Jef ol wat, jef ol wat.“

Freundlich begrüßt sie auch die schmucken Dirnen, die dem Bauer helfend zur Hand gehen: „Dat Wiwertüch (Weiberzeug), dat Wiwertüch, dat is jon niedlich Tütüch!“ Die Schwalbe denkt allerdings etwas weniger optimistisch, wie aus einem Zwiegespräch, das man in der Altmark belauscht haben will, hervorgeht. Auf das Loblied der Lerche: „Alle Jungfern sind schön, sind schön, sind schön, wenn ik se seh, wenn ik se seh, wenn ik se seh, wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn, dann sind se schön, dann sind se schön, dann sind se schön“, bemerkt die Schwalbe: „Aber du fällt se sehen, wenn ik se seh, wenn ik se seh, wenn se in de Kliche gahn, wenn se in de Kliche gahn un bim Pott (Topf) stahn, un bim Pott stahn, dann sollt se sit wat schä-men.“

Sonst spielt die Lerche im Brauch und Glauben des Volkes nur eine unbedeutende Rolle, sie ist lange nicht so volkstümlich wie etwa Storch, Schwalbe und Kuckuck. Hier und da wird empfohlen, Kindern, die schwer sprechen lernen, Lerchenfleisch oder noch besser Lerchenzungen, als erste Fleischnahrung zu geben, und drei Lercheneier, am

Sonntagmorgen vor dem Kirchenläuten ausgetrunken, geben eine gute Singstimme.

Nach einer schönen Vorstellung des böhmischen Volkes weist die Kerche Verirrten den rechten Weg. Hübisch ist auch eine ungarische Legende, die Dähnhardt in seinen „Naturfagen“ mitteilt, sie lautet: Als sie Jesus Christus fangen wollten, auf daß sie ihn ans Kreuz schlugen, da verbarg er sich vor seinen Verfolgern in einem Walde. Wie ihn die Verfolger suchten, wollte sie die Kerche auf eine andere Fährte weisen, aber die Wachtel begann zu schreien: „Hier läuft er, hier läuft er, hier läuft er!“ Und darauf der Kiebitz: „Birgt sich, birgt sich, birgt sich!“ Und schließlich die Taube: „Im Buschwerk da, im Buschwerk da, im Buschwerk da!“ So griffen die Verfolger den Herrn. Da verfluchte Jesus die drei Vögel. Die Wachtel, die gerufen hatte: „Hier läuft er!“ sollte nicht mehr hoch fliegen und nur noch zwischen der Saat umherlaufen können. Der Kiebitz, der ihn mit seinem „Birgt sich!“ verraten, sollte sich von nun an immer auf der Wiese unter Niedgras und Binsen verbergen müssen. Die Taube durfte niemals wieder auf einem Baume nisten, sondern nur im Buschwerk. Aber die kleine Kerche segnete er, sie sollte am höchsten fliegen und auch im Fluge singen können.

Bekannt dürfte sein, daß die Kerche früher als ein Federbissen viel begehrt war, selten aber macht man sich eine richtige Vorstellung von der ungeheuren Zahl, in der die kleinen Sänger dieser kulinarischen Liebhaberei zum Opfer fielen; dafür nur einige Belege. Nach den Angaben von Dr. M. Bräb wurden im Jahre 1720 innerhalb eines Monats 404 340 Stück aus Leipzigs Umgebung nach der Stadt gebracht, im Anfang des 19. Jahrhunderts aber jährlich über 5 Millionen. Aus der Abgabe löste die Stadt etwa 18 000 M. (20 Pfennig für das Schock). Die Menge der nach Berlin verkauften Vögel war vielleicht noch größer, und wieviele mögen auch in Halle, Dessau, Köthen und all den andern Orten jährlich verspeist worden sein, wo das Kerchenstreichen tatsächlich für die Bewohner eine schöne Einnahmequelle bildete. In andern Ländern war es ähnlich. 1854 empfing der Londoner Markt allein über 400 000 Kerchen aus den verschiedensten Teilen Englands, und im Winter 1867/68 wurden 1¼ Millionen nach Dieppe im nördlichen Frankreich gebracht.

Der Kerchensfang wurde in der verschiedensten Weise getrieben: man schoß die kleinen Vögel, ging auf den Kerchenherd, fing sie mittels Kockvögel oder mit Hilfe des Kerchenfalken, stellte große Netze usw. Naumann hat in seiner „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas“ die zum Teil sehr eigentümlichen Fangarten ausführlich beschrieben. Am merkwürdigsten war der Fang mit dem sogenannten „Kerchenpiegel“, wie er namentlich in Halle betrieben ward. Aus Frankreich war diese Methode eingeführt worden. In gewöhnlicher Weise stellte man einen Herd mit zwei einfachen Schlagwänden aufs freie Feld; in einer Entfernung von 20 oder 30 Schritt stellte sich der Kerchenfänger auf und drehte nun mittels einer dünnen Leine den Spiegel, der in der Mitte des Herdes auf die Erde gestellt war und die Kockvögel zu vertreten hatte. Dieser „Kerchenpiegel“ war ein ganz sonderbares Ding von Holz, dem Handgriff eines großen Nagelbohrers etwa zu vergleichen; seitlich war er mit größeren und kleineren Spiegelglasstücken belegt, die nun bei der quirlenden Bewegung des Instruments im Sonnenlicht glänzten und gleißten, und lediglich dies Glimmern und Glitzern lockte die Kerche herbei. Sie flog nach dem Spiegel, das ergötzliche Schauspiel näher anzuschauen, und ward nun im Fluge geräckt, d. h. der Fänger schlug die Netze schnell über ihr zusammen.

Glücklicherweise hat ja bei uns die Gesetzgebung diesem schändlichen Vernichtungskriege ein Ende gemacht, leider aber nur bei uns, in anderen Ländern, so in Frankreich und Italien, blüht der Fang der Kerchen und so vieler anderer kleiner Singvögel nach wie vor. So wurden nach einem Berichte der „Tribuna“ in den Frosttagen der letzten Dezemberwoche des Jahres 1906 in Foggia (Apulien) über 250 000 Kerchen geschossen. Noch größer war die Menge der in Netzen und Schlingen gefangenen Vögel, und so darf man dem Blatte wohl glauben, wenn es die Zahl der

in wenigen Tagen getöteten Kerchen auf rund eine Million berechnet.

Die meisten der in Italien gefangenen Kerchen mögen aus Deutschland stammen, denn wenn unsere Kerchen im September oder Oktober die heimischen Fluren verlassen, so geht die Reise durchaus nicht so weit, wie man irrtümlicherweise zumeist anzunehmen pflegt. Die weitaus größte Zahl unserer Kerchen bezieht in Süditalien und vielleicht auf den Inseln des Mittelmeeres Winterquartier. Von da kehren sie, soweit ihnen nicht das schändliche Treiben der italienischen Vogelfänger ein vorzeitiges Ende bereitet hat, meist schon im Februar in die alte Heimat zurück.



Angenehmes Gepäck.

Von Joachim von Bülow.

Tüü — tü — tü — ü quäkt der Fernsprecher.

„Die Division braucht sofort Sprengmunition und Kavalleriedraht!“

„Zu Befehl!“

Das bedeutete eine kleine Nachtreise. Der Verbindungsoffizier, dem ich zugeteilt war, hatte seinen Standort gerade in der Mitte zwischen dem Stabe und der Stadt, in der sich das Munitionsdepot befand. Dahin hieß es heut abend noch gondeln. Nach einer halben Stunde fauchte das schwere Kaskauto vor der Tür der russischen Bauernhütte, die immer noch in ihren Grundfesten erbebt, obgleich sie es nun schon seit Wochen gewohnt sein mußte, daß diese Ungeheuer an ihr vorbeirasselten, Tag aus, Tag ein, stinkend und Staub aufwirbelnd, bei schmutzigem Wetter auch einmal ausrutschend und solch klägliches Gebäude mit ihrem ungeschlachteten Hinterteil anrumpelnd, daß ihm die Rippen krachten.

Schnell griff ich noch nach einem eben ins Zimmer kommenden frisch gebratenen Hasenbein von des Herrn Leutnants Tische, wickelte es in eine Zeitung mit trauten Grüßen der Heimat, schob meinen Revolver in den Stiefelschaft und erklimmte, mit zwei Mänteln ausreichend bekleidet, den Führeritz. Neben mich klemmte sich noch außer dem Wagenlenker sein Mitfahrer, durch reichlichen Gegenwind entstand trotz der lauen Dezemberluft ein angenehmes Wärmegefühl, und da mich die beiden Leute von rechts und links in eine Tabakswolke hüllten, konnte ich meinen, im Quartier zu sitzen, wo es auch nicht viel geräumiger war und der kleine Schützengrabenofen ebenso qualmte, weil der Abzug durch das Fenster ihm nicht genigte.

Der Mond lag weich auf dem Schnee, und sein Licht war gegen das kalte Weiß manchmal fast goldig, schwarz standen die kahlen Bäume dazwischen, die ihre Last hatten abschütteln können, während die Tannen ihre Eispyramiden die Flocken mit allen Nadeln festhielten.

Kein Wind wehte, und der Wagen fuhr über die durch tausende von Rädern geglättete Straße wie auf einer Asphalttrembahn. Schloß man die Augen, dann verschwand Rußland, und die Zivilisation tauchte hervor. Aber dem offenen Blick zeigte sich's anders. Da beugte sich schief, halb neugierig, halb dräuend ein Riesenkreuz über die Straße. An seiner Spitze hing ein Fernsprechdraht, mit zahllosen Silberhärchen behartet, und wippte neben der Straße auf und ab, von Pfahl zu Pfahl, übersprang einen Sumpf und umschlang einen Mauerrest, der nach den Eroberungsgefechten als einziger Zeuge hier gewesener Menschenwohnungen noch gespensterhaft geblieben war. Aus dem nicht ganz zerstörten Backofen hervor heulte ein struppiger Köter an dem Auto herauf, der die vernichtete Hütte seines Herrn nicht verlassen hatte und von den an der Straße verendeten Pferden sich nährte, bis ihm eine milde Kugel ein Ende bereiten würde.

Pötzlich tat der Wagen einen Sprung zur Seite gleich einem scheuenden Pferde, da gähnte unheimlich schwarz ein

Koch, ein Balken der alten Russenbrücke war vermorscht und unter einem anderen Gefährt vor kurzem zusammengebrochen. Das wollten wir vermeiden. Gleich darauf senkte sich das Vorderteil, als wolle ein Flugzeug zum Gleitflug ansetzen, und hinunter sausten wir in eines jener Täler, in die in hochmütiger Verachtung aller Umwege in Rußland jede Straße hinabführt, um an der anderen Seite ebenso mühsam wieder hinaufzuklimmen. In der Senke selber war ein Fluß jetzt in Fesseln geschlagen, über den eine jener mustergültigen Brücken führte, wie sie unsere Armierungstruppen und Pioniere in so kurzer Zeit auszuführen verstehen. Hier waren alle Bäume am Wege gekappt, um das Schußfeld freizubekommen, und wo es nicht geschah, da ragten ihre jämmerlichen Splitter nach Granattreffern in die Luft.

Jetzt begann sich der Himmel zu röten, aber hier hinten bedeutete das keinen Mordbrand, kein Schadenfeuer, sondern den Widerschein lieblicher Lagerwärme, an der draußen im Schnee sich die Wachtposten erquickten und ihren Kaffee wärmten. Dann hoben sich schwarze Massen aus dem schneeigen Einerlei, ein Wald stand da wie eine Mauer und schien nie wieder aufzuhören, nachdem er die Straße verschlungen. Aber sie war stärker als er und durchbrach ihn, um in eine Ebene hinunter zu steigen, wo ein Dorf lag, an dem die Kriegsfurie vorbeigewandert. Hier wimmelte es im schemenhaften Schatten nur ab und an von innen mit einem Kienispahn erleuchteter Häuser von feldgrauen Männern, die zu der Kantine strebten, jener segenspendenden Stelle, wo wir alles kaufen können, was wir brauchen und fortgesetzt verlieren. Da in unserem Standort keine Marktenderei war, stoppten wir und füllten unsere Taschen mit allerhand nützlichen wie wohlwärmenden Gegenständen. Das seit Wochen vermiste Messer und die nur noch sagenhafte Schokolade gehörten dazu.

Ueber einen Fluß ging es, der zwischen den tiefeingebetteten Kähnen schwarz und unheimlich gurgelte. Der Wagen kroch langsam über die schwankende Brücke, an der vereinzelt Eisschollen sich zischend verrieten. Dann sprang das Auto mit erlöstem Gebrüll den anderen Hang hinauf.

Nach einer knappen Stunde gab es rechts und links der Straße alte Schützengräben, Drahtverhaue, die aus dem Schnee noch gerade hervorragten, eine Scheinstellung aus einem leeren Fasse und ein paar Wagenrädern, ein Geschütz vortäuschend, gegen das dem Kaliber nach unsere Zweiundvierziger Waisenkneben oder vielmehr Mädchen wären, denn sie heißen ja Berta.

Ein paar zerschossene Erdbefestigungen und dann Häuser an Häusern, meist unversehrt. Nur ein paar große Gebäude sind ein Raub der Flammen geworden. Ihre Strebe Pfeiler allein sind geblieben, und an ihnen hängen hier und da wundervolle, neiderregende Eisenöfen von unwahrscheinlicher Größe.

Aus dem Vorort wird endlich die Stadt. Holpriges Pflaster, auf dem der Schnee sich nicht mehr hält. Schienen, über die eine lächerliche Pferdebahn klingelt, auf der ein in russischer Phantasie-Uniform stehender Schaffner den Sechser für die Fahrt sammelt, und an schwanken, hohen Trägern Bogenlampen, in deren Glanz mehrstöckige Häuser austauschen. Es ist wie ein Sprung ins Märchenland. Diese Stadt, die im Grunde ein großes Schmutznest ist, erscheint uns vom Krieg da draußen Hereinkommenden wie ein Bild der Ordnung und Kultur. Das Gefühl steigert sich noch, als ich vor dem Quartier des Oberkommandos halten lasse, wo ich die Anweisung für meine Mordwaffen holen soll. Einst war es das Schloß des Väterchen Zar. Jetzt stehen gute deutsche Soldaten davor als Wache und huschen so lautlos als möglich mit ihren dicken Sohlen über die teppichbelegten Stufen in dem geräumigen Treppenhause. Von dem aus geht es in einen diesmal wirklich, nicht nur für einen rauhen Krieger feenhaft erleuchteten Saal. Von allen Seiten glitzern die Glühbirnen und bescheinen das Weiß und Rot und Gold des Prunkraumes. Ich habe ein paar Minuten Zeit und kann mir die Wände ansehen. Aber was da herunterschaut, ist so kulturlos, daß es selbst ein unverwöhntes Auge wie das

meine jetzt, anekelt. Die lebensgroßen angetuschten Photographien von allerhand Zarentindern und Verwandten grinsen süßlich und geleckt wie in den Schaufenstern der Friedrichstraßenpassage in Berlin auf mich los, und die üppigen Möbel um mich herum sind schlechteste Fabrikware. Es fehlt nicht an den Riesensteingefäßen, die der Gluck aller deutschen Schlösser sind, deren Herren mit dem Zaren in früher freundschaftlicher Verbindung standen. Sie scheinen wirklich massenhaft und fabrikmäßig für ihn hergestellt zu werden. Ich muß an den alten Göttinger Studentenvers denken, den sie sangen, als einst ein Nikolaus oder Alexander dort als verehrter Gast einzog, angeblich, weil sie nichts anderes von Rußland wußten: Was kann aus Rußland kommen — Zu Nutzen und zu Frommen — die russische Kultur — taugt ja für Rußland nur!

Da ruft mich die Ordonnanz, und ich trage einem sehr eleganten Generalstabsoffizier mein Anliegen vor, der liebenswürdig genug ist, über meinen frischen Feldschmutz hinwegzusehen. Aber erst ihm gegenüber wird mir ganz klar, daß ich seit sechs Monaten denselben Rock, dieselbe Reithose ungereinigt und ungebügelt trage, und ich fühle, wie in meinen flobigen Kommissstiefeln eine Zehe sich unbescheiden durch ein gemeinsames Loch der drei Wollstrümpfe hindurchnagt. Aber der Schatten getaner Pflicht schirmt mich gegen die Sonne und den Glanz im Zarenschloß, und da ich meine Anweisung auf den goldenen Stoff bekomme, verlasse ich es befriedigt.

Aber ich habe ihn noch nicht. Denn nun heißt es in der wildfremden Stadt, in der die Bewohner fehlen, wo nur deutsche Soldaten haufen, die die Straßen nicht kennen, obwohl sie sie eben selbst nach ihrem Feldherrn umgenannt haben, sich zurechtfinden. Aber was uns in See und Sumpf gelungen, das können wir auch im Häusermeer, und schließlich bekomme ich den Draht in einem Hinterhause, die Munition aber muß ich weiterherholen, die liegt nicht so dicht bei menschlichen Wohnungen. Wieder geht es über einen Fluß, aus dem sich geisterhaft die Trümmer einer gesprengten Eisenbahnbrücke recken, an die sich eifrig wie Korallen an einem Fels die ersten Gebälke deutscher Pioniere anklammern, um den Raum zu überklettern. An einem Hang in einem Felsenraum, wo einst wohl Bier für durstige Kehlen lag, ruht jetzt das verderbenspendende Gerät. Während die Leute es ächzend aus den Tiefen der Erde herausholen, habe ich Zeit, mein Hasenbein zu essen, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken und auf die im Mondschein zu meinen Füßen liegende Stadt zu sehen. Da stehen dicht zusammengedrängt die Kirchen zu Haus, sonderbare Gebilde orthodoxen Geistes, zwieblig bunt die griechischen, spitz die römischen Türme. Durch ein Gewirr von Mauerwerk einer zerschossenen Vorstadt auf der Höhe gegenüber scheint der Mond wie durch Schießscharten, und da liegt weiß und plump das Zarenschloß zwischen den schwarzen Häusern. Die Bogenlampen sticken einzelne Perlen in die Zeichnung, und ich fange an zu frieren. Fast hätte ich Lust, zuzupacken und verladen zu helfen, damit es schneller geht und mich erwärmt, wäre es meiner Würde als Vorgesetzter nicht abträglich. Doch bezwinke ich mich und ersetze die Tat durch mannhafte Worte voll mahnender Energie. Das hilft, und endlich sind wir fertig. Den gleichen Weg gehts zurück, und da er für mich nicht mehr den Reiz der Neuheit hat, schlafe ich bald ein, trotz Kälte, krummem Sitz und Gequalme der Fahrer. Nicht einmal das Bewußtsein, zweitausend Kilo der allerstärksten Sprengstoffe in meinem Rücken zu haben, genug, um ganz Rußland zum Monde aufliegen zu lassen, stört meinen Schlummer, und ich erwache erstaunt, als die Ratterei aufhört, weil das Quartier erreicht ist. Da lege ich mich ins Stroh und schlafe traumlos, schlafe noch, als bereits neue Mannschaft die Munition nach vorn gefahren und vielleicht schon die Sprengung ausgeführt, zu der ich mitgeholfen. Aber ich weiß es nicht, und ich erfahre es nicht, wie wir nie über das hinaus, was wir selbst tun, ahnen, wie die Dinge sich abspielen. Wir sind Räder in der großen Maschine, wir drehen uns mit wie solche, jeder an seinem Platz, und wissen vom Ganzen nicht mehr als solch totes Stück Metall. (oken.)

Im häuslichen Kreise.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Die zwei Bauern und das Krotte.

Ein Pfälzer Bauer, mit Vornamen Jean, hatte ein böses Weib und einige Stüd Vieh. Von den letzteren wollte er eine etwas alt gewordene Kuh verkaufen und trieb sie im Herbst auf dem Viehmarkt nach Landau. Sein Nachbar Schorsch hatte auch eine Kuh zu verkaufen, und die beiden zogen gemeinsam auf den Markt. Schorsch hatte die jüngere Kuh und das größere Glück. Er verkaufte die Kuh um einen erfreulichen Preis, Jean aber brachte sein altes Tier nicht los, das er doch mühselig auf dem Markt getrieben hatte. Er trant sich also zunächst aus Mangel einen schweren Kauf an, worin ihm der Schorsch jedoch nicht Gesellschaft leistete, obgleich er nach ländlichen Gebräuchen ausreichenden Grund dazu gehabt hätte. Endlich, als es schon zu dunkeln begann, machten sie sich auf den Heimweg: Schorsch leichtfüßig, aber mit voller Tasche und in bester Laune, Jean dagegen sehr verdrießlich, mit schwerem Kopf und voll Sorge über den Empfang durch sein böses Weib; am meisten aber verdaß ihm den Schmerz der Verdruß über seinen glücklichen Nachbarn. Wie sich nun Jean ausmalte, was ihm die ärgerliche Gattin alles Widerwärtige antun und sagen würde, sah er eine dicke Kröte am Wegeande liegen. Da schloß ihm ein unglückseliger Gedanke durch den Kopf und er sagte zu seinem fröhlichen Nachbarn: „Du Schorsch, wenn du das Krotte frisst, kriegst du meine Kuh geschenkt.“ Schorsch besann sich keinen Augenblick, packte die Kröte und steckte sie, Kopf voran, in den Mund, schnitt aber eine gräßliche Grimasse. Jean sah gern, das Schorsch sich graute, aber bald erfüllte ihn selbst ein arges Grausen! Wenn Schorsch das Krotte wirklich hinunterbrachte, dann setzte es erst recht einen süßen Empfang daheim. So sehr sich aber Schorsch abquälte, hatte er doch bereits den Appetit völlig verloren, und in unbewußter Deutlichkeit schaute er: „Jean, wenn du das Krotte fertig frisst, kriegst du deine Kuh wieder.“ Da griff ihm Jean eilig nach dem Mund, riß die Reste des Tieres heraus und würgte sie selbst hinunter. Schweigend zogen dann die beiden Bauern ihres Weges dahin und versanken in ein immer tieferes Nachdenken. Endlich sagte Jean zum Schorsch: „Du, warum haben wir nun eigentlich das Krotte gegessen?“

Karl Voll.

Das Windspiel.

Wir beide liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heiraten, eher als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussehen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkehr. Zu Hause galt das Tier statt einer Unterhaltung; auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzulächeln. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeitlang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich gerade zu der Zeit, da ich wiederkommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abgibt. Meiner Freundin schien die Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant. Der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Tier in dem Bild eines Evangelisten, notwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fliegen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billigen, wie man will, die Sache stand gefährlich. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Kenner und Herzstärker zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig gleich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk beilegte, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal wieder lebhaft heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Beileiter. Als ich nach meiner Wiederkehr meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden bestig anbellte. „Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtnis haben, als die antiken“ rief ich aus: „Alles wurde nach so

langen Jahren von dem feindlichen wieder erkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen.“ „Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht!“ versetzte sie, indem sie mir versprach, das Rätsel aufzulösen. Das geschah auch bald; denn ein heiteres Vertrauen hat von jeder das Glück unserer Verbindung gemacht.

Goethe.



Luftige Ecke.

„Warum gähnst du nicht, wenn er zu lange bleibt?“ fragte die Mutter. „Er wird den Wind schon verstehen und dann gehen.“ — „Das habe ich bereits getan,“ bekannte die Tochter, „und er sagte mir, welch' schöne Zähne ich habe.“

Der Walzer war vorüber, und der Tänzer des hübschen jungen Mädchens, ein ernster Jüngling mit einer Brille, sprach: „Bitten Sie uns etwas in den Garten geben.“ — „O nein,“ war die Antwort, „ohne Anstandsdame wünsche ich nicht in den Garten zu gehen.“ — Der bebrillte Jüngling war leise entsetzt. „Ich versichere Sie,“ sprach er, „daß Sie keine Anstandsdame nötig haben werden.“ — Das junge Mädchen warf den Kopf zurück. — „Dann,“ versetzte es, „wünsche ich überhaupt nicht in den Garten zu gehen.“

Ihre Augen waren nicht ganz in Ordnung, und jemand machte seine Bemerkungen darüber und fragte Müller, ob es ihm auch aufgefallen sei. „Aufgefallen, Wam?“ war dessen Entgegnung, „die sieht ja so, daß sie kürzlich, als sie bei einem Essen neben mir saß, von meinem Teller ah.“

Wie aus den Akten hervorgeht, Josefina Schulse, sprach der Richter, „sind Sie hundertdreißigmal wegen Diebstahl verurteilt.“ — „Das kann wohl stimmen,“ antwortete die Angeklagte: „Mein Weib ist vollkommen.“

„Also,“ sagte der Doktor, „nehmen Sie diese Medizin ein, wie ich Ihnen gesagt habe, und Sie werden schlafen wie ein Widelfind.“ — Der Patient warf einen zweifelnden Blick auf die Medizin. — „Ach, Doktor,“ sprach er, „wenn Sie meinen wie unser Widelfind, dann, denke ich, will ich sie doch lieber nicht nehmen.“

„Frischen,“ sagte seine Mutter argwöhnisch, als ihr kleiner Sohn die Treppe herunter kam, „hast du ein Bad genommen?“ — „Nein, Mama,“ war die unschuldige Antwort, „schlief eins.“

„Beschreibe das Wasser, Karl,“ sagte der Lehrer. — „Wasser,“ erklärte Karl, „ist eine weiße Flüssigkeit, die schwarz wird, wenn man seine Hände hineintaucht.“

Katibis hatte den Auftrag erhalten, den Hof zu reinigen, und als sein Vater den Hof am Abend besichtigte, war alles in bester Ordnung. Am folgenden Morgen indessen sah er schlummer aus dem Hof. „Wie kommt denn das, Sohn?“ fragte der Vater. „Gestern hast du den Hof hübsch sauber gemacht, und heute sieht er entsetzlich aus.“ — „Meine Schuld ist es nicht,“ war die entrüstete Antwort. „Ich habe alles über die Planke in den Hof nebenan geworfen, aber heute hat der freche Bengel, der da wohnt, alles wieder herüber geworfen und 'ne Menge anherdem.“

Erik hatte die Erlaubnis erhalten, einen befreundeten Knaben zu besuchen, unter der Bedingung, daß er nicht später als fünf Uhr nach Hause komme. Als er um sieben Uhr anlangte, fand er seine Mutter sehr böse. Er behauptete indessen, sich auf dem Heimwege nicht aufgehalten zu haben. „Erwartest du,“ fragte seine Mutter, „daß ich dir glaube, daß du zwei Stunden gebraucht hast, um einen halben Kilometer zu gehen?“ — „Ja, Mama,“ stotterte der Junge, „Karl gab mir eine kleine Schilddrüse, und ich war bange, sie zu tragen, und da habe ich sie nach Hause getrieben.“

Zu Frühlingsanfang machte ein Amerikaner eine Kraftwagenreise mit einem Freunde und bemerkte, daß dieser auf der Rückfahrt denselben Weg außerst langsam zurücklegte, den er vorher mit größter Geschwindigkeit zurückgelegt hatte. Er erkundigte sich daher nach dem Grunde der Langsamkeit. „O,“ erklärte ihm sein Freund mit leiser Ungebuld in der Stimme, „die Leute tragen jetzt ihre Ackergeräte nach Hause, und man kann keinen überfahren, ohne daß die Gummibereifung Pöcher bekommt.“